

der liturgisch-doxologischen Grunddimension von Glaube, Kirche und Ethik, der in der gegenwärtigen deutschsprachigen Theologie seinesgleichen sucht.

Rom

Bernhard A. Eckerstorfer OSB

FESTSCHRIFT

■ SAUER HANJO/GMAINER-PRANZL FRANZ (Hg.), *Leben – Erleben – Begreifen. Zur Verbindung von Person und Theologie*. Festschrift für Johannes Singer. (Linzer Philosophisch-Theologische Beiträge 5) Peter Lang, Frankfurt a.M. u.a. 2001.

In den vergangenen Jahren gab es eine Reihe von Neuerscheinungen zur Thematik „Biographie und Theologie“ (D. Dormeyer/H. Mölle/Th. Ruster, Lebensgeschichte und Religion, 2001; Themenheft: Biographie und Glaube: Diakonia 26/1 (1999); V. Drehsen u.a. (Hg.), Der „ganze Mensch“. Perspektiven lebensgeschichtlicher Individualität; St. Klein, Theologie und empirische Biographieforschung, 1994; M. Schneider, Theologie als Biographie, 1997; M. Weinrich, Theologie und Biographie, 1999; G. Bachl, Art. Biographie im LThK³).

Schon lange vor dieser Entwicklung hat Johannes Singer seit Beginn seiner theologischen Lehrertätigkeit in den 50er Jahren in Linz den Graben zwischen Personalität und objektivem theologischem Denken, zwischen Spiritualität und Systematik überwunden. Er ist vielen in Österreich und darüber hinaus als theologische Persönlichkeit bekannt, als einer, der leidenschaftlich und zugleich gelassen nach Gott fragt und an Existenzfragen der Menschen (auch als 80-jähriger noch an den Fragen der Jungen) dran ist. Sein theologisches Denken zeigt von Anfang an eine Christozentrik und von da her eine Konzentration auf die konkrete geschichtliche Situation, auf die Person, die er als sich verdankende Freiheit, als dialogische Autonomie versteht. Der Rez. durfte als Hörer des Grundkurses eine an M. Buber und F. Ebner orientierte Theologie der Offenbarung und des Glaubensaktes vernehmen. Diese Festschrift zum 80. Geburtstag des emeritierten Linzer Fundamentaltheologen greift die Verbindung von Person (Biographie) und Theologie in zweifacher Hinsicht auf. Sie sucht angesichts der Entpersonalisierung, Dehumanisierung und Funktionalisierung in evolutionären, technologischen Entwürfen, angesichts der Naturalisierung menschlicher Erkenntnis und Sprache nach einem Personbegriff, der unaufgebar in der Gottesidee verankert ist und sich in öko-

nomischen und gentechnischen Fragen bewährt (H. Sauer, F. Gruber, W. Raberger).

Sie fragt aber zum anderen auch nach der Bedeutung der Biographie von Theologen für theologisches Denken. Interessant sind dabei zum Beispiel die Ausführungen von A. Riedl zum Ethos des Theologen sowie von F. Gmainer-Pranzl zum Zusammenhang von Vernunft und Ethik in Husserls „Kaizo“ Artikeln. Lebensweltlich und fachspezifisch geortet sind die Beiträge von W. Haunerland (Facheinschläge außeruniversitäre Praxis. Zur notwendigen Teilnehmerkompetenz der Liturgiewissenschaftler), S. J. Lederhiller (Betrachtungen zur kirchlichen Ehegerichtsbarkeit) sowie von Augustinus her F. Reisinger (Sich selbst und andere fragend begleiten). Stark autobiographisch gefärbt sind die Beiträge von G. Rombold (Freundschaft) und R. Zinnhobler (Kindheit im Nationalsozialismus). C. Niemand untersucht den biographischen Ort historisch-rekonstruktiver und bibeltheologischer Thesen zur „Heilsbedeutung des Todes Jesu“. Der Alttestamentler F. Hubmann analysiert Spr 30,7–9 (Um Zweierlei bitte ich dich...). Schließlich greifen M. Lehner und W. Zauner die Rolle des Priesters in der Kath. Aktion auf (Geistliche Assistenz. Der prekäre Weg zur Bescheidenheit).

Der Band vermittelt etwas vom theologischen Grundwasser der Diözese Linz. Er stellt einen wichtigen Beitrag zur Thematik „Biographie und Theologie“ dar. Nicht zuletzt ist er für jene interessant, die bei Johannes Singer und seinen Weggefährten Theologie gehört haben.

Manfred Scheuer

FUNDAMENTALTHEOLOGIE

■ HOFF GREGOR MARIA, *Aporetische Theologie. Skizze eines Stils fundamentaler Theologie*. Ferdinand Schöningh, Paderborn. (353) Kart.

Gregor Maria Hoff, ein Schüler von Hans Waldenfels, hat mit dieser Arbeit, die im Sommersemester 1995 an der Theologischen Fakultät in Bonn als Dissertation angenommen wurde, einen bemerkenswerten Beitrag zur fundamentaltheologischen Erkenntnislehre vorgelegt. Thema der Studie ist – in Anlehnung an 2 Kor 4,8b – die „Aporie als Denkfigur“ (9). Mit diesem Begriff versucht Hoff die Erfahrung existentieller Ausweglosigkeit und erkenntnistheoretischer Unauflösbarkeit zu fassen, und zwar nicht nur als Charakteristik gegenwärtigen Lebensgefühls, sondern als bleibendes Merkmal menschlichen Denkens überhaupt und schließlich als inneres Moment des christlichen Glaubens.

Der Autor ist davon überzeugt, „dass in besonderer Weise eine ihrer eigenen Brüche bewusste Theologie, ausgesetzt den Aporien ihrer Gegenwart wie den ureigenen, zeitrelevant werden kann“ (19). Nach der Explikation dieser These in der *Grundlegung* (9–52) unternimmt Hoff eine *philosophische Entfaltung* (53–158), um anhand einiger Ansätze „aporetische Rationalität“ (55) zu charakterisieren. Dabei zeigt sich immer wieder, wie sehr die Gebrochenheit menschlicher Erkenntnis zur „Selbstwahrnehmung unserer Gegenwart“ (156) gehört. Im dritten Teil, der als *Theologischer Übergang* (159–186) fungiert, werden die fundamentaltheologischen Konsequenzen gezogen: Aporetik besagt einen „Wahrnehmungsstil von Theologie“ (183), der unweigerlich zur authentischen Rechenschaft des Glaubens gehört. Im Hauptteil schließlich erfolgt die *Skizze einer Aporetischen Theologie* (187–324). Für Hoff macht die Christologie das „Kernstück“ (218) dieser Reflexion aus, weil in der Zuordnung von Differenz und Identität zwischen menschlicher Wirklichkeit und göttlichem Geheimnis die Aporie der Theologie schlechthin zur Sprache kommt. Der Gang durch einige christologische Entwürfe (Barth, Balthasar, Rahner, Pannenberg, Kasper, Schoonenberg) macht die vergeblichen Versuche deutlich, mit dieser Aporie fertig zu werden. Das Resümee dieser Untersuchung besteht in der Forderung, die Erfahrung des Aporetischen in ihrer ganzen Tiefe nicht nur als äußerer Umstand eines – „an sich“ – geschlossenen theologischen Systems zu sehen, sondern sie als „Lebensprinzip“ (303) und „Denkform“ (311) zu begreifen: „Theologisches Denken als Erleiden des Nicht-Aufgehenden“ (314) – so versteht sich der Anspruch eines von Aporetik geformten Stils der Glaubensreflexion.

Der Wert dieser Untersuchung liegt darin, dass ein wichtiges Thema christlicher Glaubenserfahrung konsequent im Rahmen theologischer Erkenntnislehre reflektiert wurde. Das Thema der „Aporetik“ betrifft den innersten Kern systematischer Theologie und begleitet den Anspruch christlicher Glaubensrede wie ein Schatten, ohne selbst auch nur annähernd auf den Begriff gebracht werden zu können. Fundamentaltheologie muss „damit fertig werden, dass man theologisch nicht fertig wird“ (314).

Linz

Franz Gmainer-Pranzl

■ LOHFINK GERHARD, *Braucht Gott die Kirche?* Zur Theologie des Volkes Gottes. Herder, Freiburg-Basel-Wien 1998; Urfeld-Verlag, Hagen. (432) Ln.

Der markante Titel des vorliegenden Buches gibt zur Vermutung Anlass, Gerhard Lohfink würde sich anhand griffiger Thesen mit der Krise in der gegenwärtigen Kirche auseinandersetzen. Doch diese Einschätzung wird – zum Glück – sogleich enttäuscht. Das Buch bietet – in kritischer Weiterführung des Werks „Wie hat Jesus Gemeinde gewollt“ (1982) – eine bibeltheologische Rekonstruktion der jüdisch-christlichen Heilsgeschichte, in deren Zentrum die *Sammlung des Volkes Gottes* steht.

Der *erste Teil* (13–70) arbeitet einige Schwerpunkte der Schöpfungs- und Erlösungstheologie Israels heraus, die auf eine gesellschaftliche (nicht kosmische) Erneuerung hinausläuft und an einen unverwechselbaren Kontext gebunden ist: „an das Zwölfstämmevolk und seine Geschichte“ (43). Im *zweiten Teil* (71–152) geht Lohfink auf das Sammlungs- und Exodusgeschehen Israels ein; die zentrale Einsicht lautet: „Das Volk Gottes ist keine naturgegebene Größe. Es lebt allein von der freien Erwählung durch Gott. Und es lebt vom Glauben an die Verheißung“ (86). Der *dritte Teil* (153–249) geht davon aus, dass die Hoffnung Israels in der Person und Botschaft Jesu gegenwärtig wurde und sich in der Sammlung des endzeitlichen Gottesvolkes voll realisierte. Lohfink reflektiert in diesem Abschnitt mehrere heikle Fragen, wie zum Beispiel das Verhältnis von Altem und Neuem Testament (vgl. 167), das Ethos der Bergpredigt (vgl. 212–215), die Legitimation des kirchlichen Amtes (vgl. 218–219), das Verständnis des Todes Jesu (vgl. 224) und die Bedeutung von „Sühne“ (vgl. 242–249). Fundamentaltheologisch interessant ist dabei die Frage nach der „Gründung“ der Kirche; Lohfink fasst seine Überlegungen in der Aussage zusammen: „Die Kirche geht auf das Handeln Jesu selbst zurück“ (205). Der *vierte Teil* (251–380) handelt vom biblischen Zeugnis von Tod und Auferstehung Jesu, insofern dadurch Kirche konstituiert wird. Eucharistiefeier ist in diesem Sinn Gedächtnisfeier, in der eine „präzise Heilsgeschichte“ (310) Gestalt gewinnt und Gemeinde aufbaut. Auf diesem Hintergrund gewinnt die Frage nach der Einheit der Kirche fundamentalen Stellenwert; Lohfink stellt – gegen Käsemann – die These auf: „Die Vielfalt des Neuen Testaments erzwingt keineswegs die Vielfalt der christlichen Konfessionen“ (368). Dass dieses Buch nicht nur exegetisch arbeitet, sondern auch von einer persönlichen Suche nach glaubwürdiger christlicher Gemeinde geprägt ist, wird immer wieder deutlich und zeigt sich explizit in Lohfinks autobiographischem Schlussteil „Wie es mir mit der Kirche gegangen ist“ (381–395); darin kommt der Autor auch auf die Entscheidung zu sprechen, seine Professur für neutestamentliche Exegese in